

Gedanken zur Solidarität – in Zeiten von Covid19 (Sars-CoV-2)

Es wird in dieser ausserordentlichen Zeit oft darüber berichtet, dass all überall viel von neuer Solidarität zu spüren sei. Aber ist das wirklich so? Und was ist an dieser Solidarität heute so anders als noch vor einem halben Jahr? Und was hat diese Solidarität mit dem Wert der Solidarität, wie ihn die Ethik der Sozialen Arbeit kennt, zu tun?

Wenn wir unter »Solidarität« eine zwischenmenschliche (durchaus praktische) Unterstützung verstehen, die darauf basiert, dass wir als Menschen gegenseitig aufeinander angewiesen sind, und wir deshalb unbedingt füreinander eintreten sollen, dann wird schnell klar, dass hier eine mehrere Ebenen umfassende Bedeutungs-Konstruktion vorliegt.

Solidarität involviert Gefühle; Gefühle der Zusammengehörigkeit. Und Solidarität involviert Handlung; Handlung als bewusstsgewordenes Verhalten gegenüber den Spannungen des Bedürfnisses, spontan zu helfen und für eine/n anderen einzutreten.

Und Solidarität ist offenbar ein Grundprinzip des menschlichen Zusammenlebens, ja ein Prinzip der Mitmenschlichkeit, zwischen Personalität und Gemeinwohl, zwischen Vorrang des Lebens für jede / jeden und der Gemeinschaft.

Solidarität ist offensichtlich aber auch eine Grundbedingung für jede menschliche Gesellschaft: nur mit gegenseitiger Rücksichtnahme und geregelter Verbundenheit können alle Menschen einer Gesellschaft in ihren unterschiedlichsten Lebenssituationen unter angemessenen Bedingungen überleben und leben.

Solidarität ist somit der Begriff für eine ethische und politische Verbundenheit zwischen den Menschen in einer bestimmten Gesellschaft, die in der Folge zu einer Aktionen (Massnahme, Intervention) führt, die dafür sorgt, dass möglichst alle Menschen dieser Gesellschaft ein würdevolles Leben führen können.

Dabei kann man zwischen freiwilliger (spontanes Helfen) oder staatlicher Solidarität (z.B. Sozialversicherungen) unterscheiden.

Wenn in Corona-Zeiten die Solidarität besonders hervorgehoben wird, dann ist damit offensichtlich die freiwillige Solidarität gemeint.

Solidarität scheint darüber hinaus grundsätzlich eine eher begrenzte Angelegenheit zu sein; möglicherweise erstaunen wir deswegen jeweils selbst, wenn sie mal zu funktionieren scheint.

Ich erkläre mir das mit einer »anthropologischen« These, die besagt, dass die Homo sapiens rund eine halbe Million Jahre (also 97.66% ihrer Existenz) als Nomaden, Sammler und Wildbeuter in kleinen, überschaubaren Gruppen gelebt haben. Diese lange Zeit bzw. natürlich vor allem die herrschenden Bedingungen während dieser Zeit (nur eine davon war, dass unsere Vorfahren mindestens so oft gefressen wurden, wie sie selber Kleinwild erlegten), haben uns deutlich geprägt. Und entsprechend auch die Bedeutung der »Kooperation« auf der einen und der »Solidarität« auf der anderen Seite – zwei unterschiedliche Formen des für-einander-Einstehens – für uns heutige Menschen.

Wegen der Formung unserer Vorfahren durch die Umstände können wir heute noch in Gruppengrössen von 6-8 Personen alle unsere Sozialitäten und Emotionalitäten praktisch barrierefrei ausleben. Bei Gruppengrössen ab zwischen 16-24 sind die Emotionalitäten schon nicht mehr mit allen Mitgliedern in gleicher Weise auslebbar. Und ab Gruppengrössen von zwischen 60-90 sind auch die meisten Aspekte der angelegten sozialen Kompetenzen nicht mehr wirksam, bzw. realisierbar.

Bei Gruppen ausserhalb derjenigen Gruppen, zu denen wir dazu gehören, ist das Ausleben unserer Sozialitäten und Emotionalitäten praktisch unmöglich; denn unsere Vorfahren hatten über mehrere Generationen hinweg nicht einmal von Menschen ausserhalb ihrer eigenen Grossgruppe gewusst. Und hat es Einzelne trotzdem in solche Gruppen verschlagen, mussten sie sich erst integrieren, bevor sie ihre psychischen und sozialen Bedürfnisse innerhalb ihrer neuen Gruppe realisieren konnten.

Die Kompetenz zur »Kooperation« mit anderen Menschen sicherte (z.B. in einer Situation gegenüber einem hungrigen Löwen) schlicht das Überleben, nicht nur einzelner Menschen, sondern der ganzen Menschheit. Sie ist die älteste und weitreichendste unserer Kompetenzen und musste bereits vor 600'000 Jahren funktionieren. Ansonsten wären wir längst ausgestorben.

Heute können wir wegen dieser grundlegenden Bedeutung und des Alters dieser Kompetenz sogar auch ausserhalb von Gruppengrössen, wo man sich zumindest vom Sehen her noch kennen könnte, kooperieren (z.B. mit Forschungspartnerinnen im fernen Südkorea, die wir nie zu Gesicht bekommen, an deren Projekten wir aber zu beidseitigem Nutzen partizipieren).

Alle anderen sozialen Kompetenzen sind jünger. Die soziale Kompetenz zur »Solidarität« ist sogar sehr jung. Denn Solidarität ist an einen kodifizierten und kommunizierbaren ethischen (oder zumindest moralischen) Hintergrund und an die sesshafte Lebensweise und die damit verbundene Verfügung über materielle Dinge gebunden, die über den eigenen Überlebensbedarf hinaus gehen; also erst maximal 15'000 Jahre alt (oder 2,4% der Existenz).

Im Gegensatz zur Kooperations-Kompetenz (die aus Eigeninteresse unmittelbar funktionieren muss), müssen bei der Kompetenz zur Solidarität zuerst quasi eine Reihe von offenen Fragen geklärt werden: warum soll ich mich mit einem Menschen, mit dem mich kaum etwas verbindet und der erst noch schwach und kränklich ist, überhaupt beschäftigen? Was habe ich davon, wenn ich mich solidarisch verhalte? Warum soll ich mich solidarisch zeigen, und nicht die anderen, die ihm näherstehen oder die viel mehr haben? usw.

In Gruppengrössen, wo die Emotionalität noch funktioniert, kann ich noch Mitleid oder Barmherzigkeit usw. zu bedürftigen Menschen entwickeln, was mir dann dabei helfen kann, mit ihnen ein solidarisches Verhältnis einzugehen. Aber was darüber hinaus geht, erst recht mit ent-individualisierten (entmenschlichten) Kategorien, wie den Migranten, den Kriegswaisen usw. kann Solidarität nur noch mit kognitiven Mitteln aufgebaut werden: ich muss z.B. etwas über globale Zusammenhänge oder über Sinnfragen usw. verstehen und einem ethischen Kodex nachleben.

Damit die Solidarität funktioniert, müssen wir also zunächst kognitive Prozesse absolvieren (was bei der Kooperation im Falle des hungrigen Löwen nicht funktionieren würde). Eine der Konstruktionen, welche uns dabei hilft, ist das Konstrukt des/der »Nächsten«, und der Frage, wer uns der / die Nächste ist. Aber auch das ist bereits eine komplexe Angelegenheit. Auch das jesuanische Beispiel des barmherzigen Samariters war für die damaligen jüdischen Menschen eine intellektuelle Herausforderung: der Nächste ist doch mein leiblicher Bruder, aber sicher nicht ein wildfremder Ausländer, und erst noch einer von der verhassten Sorte...

Viele philosophisch geschulte Menschen (z.B. Buber, Levinas) haben weitere solche kognitiven Mittel entworfen, eben weil kein emotionaler Zugang für die Solidarität mit abstrakten Gruppen möglich ist.

Bis die Solidarität im zwischenmenschlichen Umgang ähnlich unmittelbar wie die Kooperation funktionieren könnte, bräuchte die Menschheit wohl nochmals mindestens 600'000 Jahre. Insofern wäre es eben zumindest spannend, in dieser momentanen Ausnahmezeit das Phänomen der »Solidarität« genauer zu studieren.

Ganz abgesehen davon, dass auch andere »Herausforderungen«, wie die Globalisierung, Migration oder die Klimakatastrophe, ebenfalls neue Formen von Solidarität notwendig machen würden. Da wäre es bereits schon sehr hilfreich, wenn wenigstens das kollektive Bewusstwerden der eigentlichen Funktion von Solidarität wachsen könnte.

Vielleicht bietet ja diese Covid19-Zeit eine Chance dazu.

Wenn ich richtig sehe, könnte z.B. sichtbar werden, dass offenbar die direkte Kommunikation eine der wichtigsten Quellen der Bereitschaft zur Solidarität ist. Wenn Menschen miteinander kommunizieren und sich mit anderen über kollektive Zwecke gemeinschaftlichen Handelns verständigen können, erhöht das die Bereitschaft, solidarischen Handlungsnormen zu folgen.

Aber alles, was über diese blasse Anfangs-Bereitschaft hinaus geht, ist mit rationalen Prozessen verbunden. Es braucht z.B. Vertrauen in, und die Gewissheit der, Wirksamkeit von Reziprozitätsnormen. Und es braucht strukturelle Voraussetzungen, z.B. soziale Institutionen, die ein hohes Mass an austeilender Gerechtigkeit gewährleisten. Denn offenbar machen gerechte gesellschaftliche Institutionen ihrerseits solidarisches Handeln wahrscheinlicher, während umgekehrt dort, wo auf egoistische Konkurrenz angelegte Verhältnisse institutionalisiert sind, eine Kultur individualistischer Vorteilssuche gefördert wird. Und das macht im Übrigen die autokratischen Systeme einiger Staaten der heutigen Zeit so gefährlich.

Eine andere Beobachtung hat da schon eher wieder das Potential für selbstbezogene Heiterkeit. Anscheinend wird einmal mehr das Selbstverständnis der Menschheit arg geschüttelt: mit der »Autonomie« und der »Selbstverwirklichung« ist es nämlich ganz offensichtlich nicht weit her. Das führt uns dieses Virus, dieses kleine Ding zwischen Materie und Organismus, deutlich vor Augen.

Stehen wir gar vor einer erneuten Kränkung der Menschheit?

Von Freud stammt die Rede von Kränkungen der Menschheit. Ich glaube zwar nicht, dass man die Menschheit mit psychoanalytischen Kategorien fassen kann. Aber vielleicht haben ja tatsächlich vor allem globale Demütigungen das Selbstverständnis der Menschheit wesentlich beeinflusst. Warum also nicht auch diesmal?

In der Freud'schen Tradition (Rudolf Carnap, Johannes Rohbeck, Barbara Guwak, Matthias Striliz, u.v.a., insbes. auch Gerhard Vollmer 1994) kann das ent-täuschte Selbstverständnis der Menschheit folgendermassen skizziert werden:

- Jeder Mensch gehört ganz und gar zur »Welt«, also zur Erde, und unser Erleben und Wirken vollzieht sich nach denselben Gesetzen, nach dem »Takt dieser Welt«; und wir Menschen sind an diese eine Erde gebunden, und diese Erde ist weder der Mittelpunkt des Universums noch eine von verschiedenen Alternativen für unser Leben;
- wir Menschen sind nichts anderes, erst recht nichts Besseres, als Tiere, und selbst aus der Tierreihe hervorgegangen; und wir sind in das Entwicklungssystem der Organismen eingegliedert und sind den Gesetzmässigkeiten aller Organismen unterworfen;
- und auch unser Bewusstsein, Bedürfnisspannungen, Motivationen, Verhalten, Kognitionen und Handeln besitzen keine Unabhängigkeit von der physikalisch-biotischen Natur, auch wenn wir es ihnen gerne zuschreiben würden; entsprechend haben wir auch Schwierigkeiten, unsere kognitive Nische, den Mesokosmos, zu überschreiten, weil wir die komplizierten Ökosysteme, denen wir angehören, nicht durchschauen können, genauso wenig, wie wir das mit unseren eigenen Gehirnprozesse können

und nun nach der kosmologischen (physikalischen), biologischen und psychologischen Demütigung also die soziale Demütigung?

Wir Menschen sind – wie alle Lebewesen – auf die Sorge um die Erhaltung und Vermehrung unserer Erbanlagen programmiert. Und das gilt eben auch, wenn wir anderen Menschen nützen und wir uns sozial oder altruistisch verhalten.

Die soziale Kränkung besteht möglicherweise also in der Einsicht, dass wir uns – obwohl wir uns gerade wegen unserem Altruismus als für moralisch hochwertig halten – eingestehen müssen, dass auch bei uns *nicht* mit einem natürlichen Bedürfnis, für den Erhalt der Menschheit zu sorgen, zu rechnen ist. Auch unsere natürlichen »sozialen« Neigungen dienen letztlich *nur* der Generhaltung. Entsprechend fruchten auch bloss Appelle, wonach wir etwas für die gesamte Menschheit, und selbst für deren nachkommenden Generationen, tun sollen, im Allgemeinen eher wenig.

Und so reiht sich das Corona-Virus, bzw. die technischen (in diesem Fall die aviatischen) Möglichkeiten, dass es sich so rasend schnell verbreiten konnte, ein in die von Menschen geschaffenen ökologischen, wirtschaftlichen, technologischen, digitalen, ökonomischen und politischen Katastrophen, die nicht wirklich mehr zu kontrollieren sind.

Aber zur stärksten sozialen Demütigung kommt es wohl, dass dieses Virus, das uns so sehr bedroht, dass wir alles unterbrechen, was zu unserem bisherigen Leben gehörte, offensichtlich stärker ist als unsere »Autonomie« und unser Streben nach »Selbstverwirklichung«. Die Autonomie – das angeblich höchste Ziel jedes Menschen – ist als Wunschtraum entlarvt. Die Selbstverwirklichung – der angeblich zentrale Lebenszweck des Menschen – ist als Illusion aufgefliegen.

Und wir passen uns rasend schnell an. Aber gerade das erwies sich schon immer als eine der Fähigkeiten der Menschheit, trotz widriger Umstände zu überleben.

Wir erleben dies vielleicht nicht bewusst, aber wir erleben momentan täglich: wir sind nicht autonom, sondern wir sind hochgradig abhängig von unserer natürlichen Herkunft. Das Virus, für das es noch keine pharmazeutische Antwort gibt, kann (wie zu Zeiten der menschenfressenden Löwen) nur kooperativ in Schach gehalten werden.

Und diesbezüglich erleben wir momentan insbesondere unsere existentielle Angewiesenheit auf menschliche Gesellschaft. Wir verwirklichen uns nicht individuell permanent selbst, sondern wir passen uns – Herden gleich – den behördlichen Vorgaben an. Und wenn wir uns nicht der – in diesem Fall sehr schnell wechselnden – Norm gemäss verhalten, entwickeln wir ein schlechtes Gewissen und rechtfertigen uns sogar.

Und das aber bedeutet, dass wir auf dem Weg zur Internalisierung des Wertes der Solidarität gute Fortschritte machen.

Und wenn die Verblendung der Autonomie wegfällt, können wir das alles vielleicht sogar begrüssen, denn so (d.h. ohne Planung, quasi auf natürliche Weise) bilden wir eine »gemeinschaftliche Verantwortung«!

Die Einhaltung der Massnahmen zur Bekämpfung des Sars-Covid19 macht sichtbar, wovon auch die Ethik der Sozialen Arbeit spricht: von der gemeinschaftlichen Verantwortung, die der Realisierung des Wertes der Solidarität einen strukturellen Rahmen gibt.

Im Gegensatz zum Zentralwert der industriellen westlichen Gesellschaften schlechthin, der Autonomie, die nun in der gegenwärtigen Situation so schnell hintenangestellt wird, besitzt die Solidarität als ethisches Prinzip der Sozialen Arbeit schon längst grössere Bedeutung.

Und wenn in den Wertebauwerken demokratisch verfasster Staaten oder multinationaler Organisationen die Werte »Autonomie« oder »Freiheit« so ins Zentrum gerückt werden, um sie in Krisenzeiten dann doch als erstes aufzugeben, nehmen exakt diese Werte im fundamentalen Wertebauwerke der Sozialen Arbeit zum vornherein schon erst gar keinen prominenten Platz ein.

Moralphilosophisch bildet die Soziale Arbeit vielmehr die »Fürsorglichkeit« als gegen- und wechselseitige moralische Verpflichtung manifest aus und misst ihr einen hohen Wert zu. Auf dieser Basis wird denn auch in den massgebenden Dokumenten der IFSW/IASSW zu den globalen Standards der ethischen Prinzipien der Sozialen Arbeit die »*gemeinschaftliche Verantwortung*« explizit zu einem flankierenden moralphilosophischen Prinzip in der Ethik der Sozialen Arbeit erhoben, als ein ethisches Prinzip, das in Bezug auf »Verantwortung für andere« eine inter-individuelle Ebene einführt.

Damit wird die Gemeinschaft als Ort des solidarischen Für-einander-Einstehens ausgeleuchtet: als eine Gemeinschaft, die keine/n Menschen aufgibt!

Auch hier – mit der Grundidee der »gemeinschaftlichen Solidarität« – folgt die Soziale Arbeit konsequent dem Prinzip der für alle Menschen nicht zu umgehenden gegen- und wechselseitigen Abhängigkeit und Angewiesenheit (Fürsorge) als Merkmal ihres Mensch-Seins.

Indirekt berücksichtigt die Soziale Arbeit mit der »gemeinschaftlichen Solidarität« auch den Umstand, dass es für Individuen generell nicht ganz so einfach ist, sich immer dann, wenn es notwendig wäre, solidarisch zu zeigen, und auch bedürftigen Menschen, zu denen keine konkreten Bezüge bestehen (z.B. zu den sich auf der Flucht befindlichen Menschen, die in völlig überfüllten Auffang-Lagern festgehalten werden), das Leben durch solidarisches Handeln leichter zu machen.

Luzern, 14.04.2020/bs
Beat Schmocker

Beat Schmocker

Sozialarbeiter und Sozialwissenschaftler
Professor für Theorie und Ethik Sozialer Arbeit

Libellenrain 23

6004 Luzern

0041(0)41 420 91 45

skype: Beat.Schmocker.Luzern

tell-me@beat-schmocker.ch

www.beat-schmocker.ch